

(Nachdruck verboten.)

16]

Pelle der Eroberer

Von M. Andersen Nergö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Eines Abends schmiß er das Schurzfell hin und ging aus. Es wurde spät, ehe er nach Hause kam, Ellen stand in der Tür und erwartete ihn mit verwundertem Gesicht.

„Sieh, hier ist Geld, mein Kind, was gibst Du mir dafür?“ sagte er flott und zahlte einhundertachtzig Kronen in Scheinen vor sich auf. Ellen starrte überrascht das Geld an; ein so großes Kapital hatte sie noch nie in Händen gehabt.

„Wo hast Du doch nur einmal all das Geld her bekommen?“ fragte sie endlich.

„Ja, ich bin auch den ganzen Tag von dem einen zu dem anderen gerannt,“ sagte Pelle vergnügt, „aber schließlich wurde ich an einen Mann in der Blaagaardstraße gewiesen. Der gab mir zweihundert Kronen gegen Pfand auf das Mobiliar.“

„Aber hier sind doch nur einhundertachtzig Kronen.“

„Na ja, er zog ja gleich zwanzig ab. Das Darlehen soll mit zwanzig Kronen den Monat in fünfzehn Monaten abgezahlt werden. Ich mußte unterschreiben, daß ich dreihundert Kronen geliehen habe, aber dann brauchen wir auch keine Binsen zu bezahlen.“

Ellen starrte ihn wie vom Blitz getroffen an. „Dreihundert Kronen, und wir haben nur einhundertundachtzig bekommen, Pelle!“ Aber plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn heftig. „Hab' Dank!“ flüsterte sie. Er war ganz verwirrt, es sah ihr gar nicht ähnlich, so gewaltig zu sein.

Sie machte sich geschäftig daran, den Saal zu mieten und instand setzen zu lassen; die losen Balken mußten doch befestigt und die Wände ausgemalt und ein wenig getüncht werden. Der alte Bauer wollte gern vermieten, aber von Unkosten wollte er nichts hören; und schließlich bekam Ellen ihn doch dahin, daß er die Hälfte der Instandsetzung bezahlte, wohingegen sie auf ein Jahr mieten und im voraus bezahlen mußte. „Wir können meinen Bruder Frederik bitten, daß er es Sonntag vormittags ein wenig zurecht macht,“ sagte sie zu Pelle, „dann kommen wir selbst am Ende gratis davon.“ Sie war überhaupt sehr auf ihren Profit aus.

Aber das tat auch not, die Miete verschlang die hundert Kronen, und dann waren da alle die Anschaffungen. Sie kaufte billigen Kattun in einer Unmenge von Ellen und hängte ihn auf, so daß eine Reihe kleiner Kojen längs der einen Seite des Saales entstanden, in jede Kojе kam ein gebrauchtes Bett mit einer Heumatraxe und ein Waschgeschirrständer. „Artisten nehmen es nicht so genau,“ sagte sie. „Und ich glaube wirklich, daß ihnen der Saal zu ihren Übungen sehr willkommen sein wird!“ Endlich waren da die beiden kleine Anrichtezimmer, die ein wenig hübsch ausgestattet werden sollten für besonders anspruchsvolle Artisten. Das Geld reichte nicht annähernd, man mußte eine Menge auf Kredit nehmen.

Aber dann war auch das Ganze bereit, die freien Vögel aufzunehmen; und ganz flott war es im Verhältnis zu den Mitteln; Pelle mußte ihre Geschicklichkeit bewundern, viel aus wenig zu machen. Jetzt galt es nur, die Vögel einzufangen. Aber hier versagte Ellens praktischer Sinn, sie vermochte den Pfiff nicht zu erkennen. „Wir müssen inserieren,“ sagte sie und zählte ihre Schillinge nach.

Pelle lachte sie aus. Inserieren, um Leute einzufangen, die sich, der Teufel weiß wo, auf Eisenbahnen und Dampfern befanden, das sollte wohl nützen! „Was machen wir denn nur?“ sagte sie und sah ihn ängstlich hilflos an. Jetzt war er doch der Mann, der für das Ganze einstehen mußte.

Ja, zu allererst mußte ein deutsches Schild an der Haustür angebracht werden, und dann mußte man das Logis bekannt machen. Pelle hatte sowohl Deutsch als auch Englisch im Gefängnis gelernt und setzte selbst das Schild zusammen. Er ließ Karten drucken, die er in die Artistenkneipen oben an der Ecke der Westerberückstraße legte, ging auch selbst ein paarmal nach Mitternacht dahin, wenn sich die Artisten nach beendeter Arbeit versammelten und stellte sich an den Hintertüren des Varietés auf. Das ward bald zu einer Aufgabe,

wie alles, womit er sich beschäftigte, und nun sollte dies durchgedrückt werden.

Ellen sah verwundert und hilflos zu. Sie war auf einmal ganz bange geworden und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit eine jede seiner Bewegungen.

Aber bald begann Leben in die Sache zu kommen. Die Mädchen, für die Ellen gewaschen hatte, interessierten sich für das Unternehmen und schickten ihr Logiergäste zu, und Lasse Fredrik, der in den Zirkusställen verkehrte, kam häufig mit irgendeinem russischen Stallknecht angezogen, der als Bauerntänzer oder Kosakenreiter auftrat. Es kam vor, daß Leute von der ganz entgegengesetzten Seite des Erdballs bei ihr wohnten, da, wo sie mit dem Kopf nach unten gehen: Fakire und Zauberünstler aus Indien und Japan, Schlangenhändler aus Sektan, Leute mit blank geschorenen Schädeln oder mit einem langen, schwarzen Bopf, mit schiefen, melancholischen Augen, losen Hüften und einer Haut, die Ähnlichkeit mit dem grünlichen Leder hatten, das Pelle zu Damastiefeln verwendete. Schwester war bange vor ihnen, aber für Lasse Fredrik war dies ein Herrenleben. Es kamen auch dicke Tirolermädel — immer zu dreien — die in den Ringeltangel jodelten und den ganzen Tag schrecklich aussahen. Die waren Ellens Verzweiflung. Und hin und wieder kamen ganze Trupps. Dann knarrten Trapeze und Ringe in dem großen Saal, spanische Tänzer trainierten, und der Jongleur übte neu Tricks ein.

Es waren das alles Leute, die man am liebsten nicht außerhalb der Bühne sehen durfte. Ellen kam jetzt oft in den Zirkus und in die Varietés, konnte aber nie so recht begreifen, daß die Auftretenden dieselben waren, die daheim in Schmutz und Unordnung herumgingen und ärger aussahen als das Unglück. Die meisten machten keine Ansprüche, sondern wollten nur alles billig haben, sie beschäftigten sich selbst und lebten zuweilen Gott weiß wovon. Einige zündeten ganz einfach ein Feuer auf einer eisernen Platte auf dem Fußboden an und manövierten sich etwas zusammen, Reis oder dergleichen. Sie konnten kein dänisches Essen vertragen, sagte Pelle.

Zuweilen machten sie sich aus dem Staube, ohne zu bezahlen, es geschah auch wohl, daß sie etwas mitnahmen, und ruinieren taten sie fürchterlich. Seide war nicht dabei zu spinnen, aber Ellen war vorläufig zufrieden, wenn die Sache nur ging, so daß sie die Miete herauskühlte und die Abzahlungen und ein wenig für ihre Mühe. Es war ihr stolzer Plan, die schlechten Elemente auszuschalten und das Ganze ein wenig vornehmer anzulegen, sobald nur die Sache gut in Schwung gekommen war.

„Nun könntest Du recht gut die schlimmste Arbeit abweisen und Dich ein wenig schonen,“ sagte sie zu Pelle, wenn er dasaß und sich mit abgetragenen Fabrikschuhzeug abmühte, an dem weder Sohlen noch Oberleder war. Das meiste Schuhzeug hatte anderswo Dienste geleistet, ehe es hier strandete, und wenn Pelle es in Behandlung bekam, war nicht mehr viel davon übrig. „Sag doch nein dazu,“ meinte Ellen, „das ist ein viel zu saurer Verdienst für Dich! Und nun können wir uns ja durchschlagen, ohne alles mitzunehmen!“ In ihrer Herzensgüte fand sie, daß er Zeit haben müsse, sich seinen Blickern zu widmen, da das ja nun einmal seine schwache Seite war.

Sie meinte es gut genug mit ihm, aber Pelle wollte nichts davon wissen, ein ästhetischer Lagedieb zu sein, ein Mann, der sich von seiner Frau ernähren ließ und den Gelehrten spielte. Von der Art gab es hier in der Gegend genug, und die Bewohner des Viertels sahen zu ihnen auf, aber sie waren nicht amüsant. Es waren im Grunde eine andere Sorte von Trunkenbolden.

Für ihn waren die Bücher eine neue Kraft, schwer herausgewachsen aus dem Aufenthalt im Gefängnis. Er hatte einsam da drinnen mit seiner Arbeit gefessen, darauf angewiesen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und hatte seine Person gründlich erforscht. Es war ja geradezu, als bekomme er Gesellschaft, wenn er das Neue und Fremde in sich an den Tag hervorgrub; und eines Tages stieß er auf den Rebel seines eigenen Wesens und entdeckte, daß der aus Erfahrungen bestand, die andere vor ihm gemacht hatten. Die Bibel, die

immer auf dem Tisch des Gefangenen zur Gesellschaft lag, half ihm; ihre Rede klang wie eine tiefe, bekannte Stimme, die in vielem an Vater Lasses Stimme in seiner Kindheit erinnerte. Von der Bibel ging er weiter und entdeckte, daß die ernstesten Bücher Menschen waren, die in der Einsamkeit saßen, so wie er selbst, und nach außen hinaus redeten.

War denn die Einsamkeit so entsetzlich, wenn man solche Gesellschaft hatte? Belle begriff seine eigene Angst davor nicht mehr. In seiner Kindheit war er Geschöpf im weitesten Sinne gewesen und hatte an allem Gesellschaft gehabt; er konnte sich mit Bäumen, Tieren und Steinen unterhalten. Die Fäden webten einmal ab und führten keine Nahrung mehr zu; aber dann wurde er eins mit den Massen und fühlte und dachte genau so wie sie. Jetzt war auch das im Begriff zu zerbröckeln; es wurde deutlich Glied für Glied isoliert, und es ergökte ihn, einen Plan darin zu entdecken. Er hatte sich die Natur schon als Kind untertan gemacht und dann die Massen erobert! Jetzt sollte an die Einsamkeit die Reihe kommen, und mitten darin bewegte er sich selbst, groß und wunderbar; sie war bereits mitten im Begriff, unauslöschliche Spuren in seinem Gemüt zu hinterlassen, obwohl er noch nichts von ihr gesehen hatte. Ihm war so sonderbar gespannt zumute, ungefähr so wie damals, als er in seiner Kindzeit zusammen mit seinem Vater auf Bornholm anlangte und nichts sehen konnte, aber ein Gewimmel von Leben sich da drinnen hinter dem Nebel regen hörte. Eine neue, unbekannte Welt voller Wunder pochte ihm von da drinnen ahnend entgegen.

Belle handelte nicht von irgendeinem Willensakt heraus; er hätte ebenso gut versuchen können, sich selbst an den Haaren in die Höhe zu heben, als zu beschließen, daß er jetzt ein Mensch für sich selber sein wollte. Dies war ein Erwachen von neuen Fähigkeiten! Er ließ sich nicht mehr Sonne und Regen über den Kopf hingehen; es geschah das Wunderbare mit ihm, daß er alles staunend betrachtete, was bisher als alltäglich an ihm vorübergeglitten war, und alles in neuem, strahlendem Licht erblickte. Er mußte alles von vorn an erforchen, jede Einzelheit betrachten; nein, war es nicht wunderbar, wie sich alles miteinander verband, Kummer und Freude und scheinbare Kleinigkeiten, bis er es selber wurde, Belle, der über Hunderttausende geherrscht hatte und doch ins Gefängnis mußte, um sich reich zu fühlen. Es war etwas in ihm entzündet, was nie erlöschen konnte, ein heiliges Feuer, zu dem alles Brennholz hertragen mußte, es mochte wollen oder nicht. Jetzt konnte er nicht besiegt werden, er zog Kräfte aus der Unendlichkeit selbst.

Die kahle Zelle — drei Schritt nach der einen Seite und sechs nach der anderen — mit ihrer Luftklappe, ihrem süßlichen Abortgestank und dem mystischen Guckloch in der Tür, das war wie ein Auge, das beständig über einem wachte — ja, wieviel hatte sie nicht in sich eingeschlossen! Es war ja zu allen Zeiten das Los des armen Mannes gewesen, sich aus der Leere Welten zu schaffen, schöne Fata Morgana, die plötzlich zersprangen und ihn noch ärmer und öder zurückwarfen. Aber dies hielt; in der kahlen Kammer der Zelle schienen sich alle Lebensleitungen zu vereinen, sie war wie der dunkle, unterirdische Raum in mächtigen Gebäuden, wo der Mechanismus aufbewahrt wird, der das Licht und die Wärme in den ganzen Komplex ein- und ausläßt. Da drinnen entdeckte er, wie reich und mannigfaltig das Leben ist.

(Fortsetzung folgt.)

71

Veine.

Von Franz Held.

Das brachte den verliebten Lorel mit einem Schlag zur Realität zurück. Er sprang aus seiner Ecke auf, klopfte wütend mit der flachen Hand den Schenkel und schwenkte seinen alten, schon erweichten Strohhut, als ob er ins Wasser gefallen wäre. Dann brach er in ein gelles Gelächter aus und begann ebenfalls mit gitternden Fingern auf dem schmutzigen Fußboden herumzutreten. „Sicher waren's Schwindler!“ sagte sich Lorel, da nun die tribalen Perronfiguren, Bahndienstmänner mit Karren, Erfrischungsvendler, ihn gänzlich vom Plan Félines befreit hatten. Aber was jetzt tun? Sie waren ja schon längst verschwunden.

Wäre er eher ausgeflogen, so hätte er draußen auf der Treppe Kräulein Féline den Arm des pfiffigen Braunen nehmen sehen können. Die ganze Gesellschaft drückte sich in eine Drofsk. „War das ein Simppl!“ lachte einer der Bauernjäger.

„Sein letztes — er hat mir leid getan!“ wandte sich Féline zu Lorels Gunsten ein.

„Ja, ich hab's wohl gesehen — ein netter Junge, nicht wahr?“ knurrte der Bräunliche. „Ein bißchen um's Maul geh'n, einschmierem sollst Du sie; aber wenn Du noch mal Dich unerschreckst, einem so abzuleiden, schlag ich Dir alle Knochen entzwei, daß laß Dir von mir gesagt sein, Du verdammt Hure!“

Féline starrte ohne Antwort vor sich hin. Aber um ihre Lippen zuckte ein Entschluß.

Lorel hatte gar nichts mehr außer einem Soufflé, und das genügte nicht für die Pferdebahn. Er mußte also zu Fuß nach dem Rendez-vous-Platz. Dem langen Weg legte er im Sturmschritt zurück, gereizt von Gedanken. Der pridelnde Regen hörte erst auf, als er fast da war. Ganz durchnäßt kam er an.

Es war die Zeit des allgemeinen Geschäftsschlusses. Die langen, schmalen Straßen, die bei der Porte St. Martin auslaufen, wimmelten von einem schwarzen Geerzug heimkehrender Angestellten. Alle diese Leute gingen zu dreien oder vieren oder in noch größeren Trupps, wie sie grad aus den Bureaus kamen. Viele griffen sich unter den Arm, aber es schien ein unsichtbarer Zusammenhang auch zwischen dem einander Unbekannten zu bestehen. Es war eine einzige kompakte Flut, die, nachdem sie tagsüber befruchtend ausgetreten, am Abend wieder in ihr Bett zurückströmte.

Lorel kam sich unter all diesem in sichern Geleiten rollenden Menschen wie ein Ausgestoßener vor, wie ein fauliger Tümpel im Sand, weitab von Ebbe und Flut! Keine Stellung! Kein Sou im Portemonnaie! Keine Hoffnung!

Da spazierte ein alter Bekannter aus der Schmiedewerkstatt pfeifend auf ihn zu. Lorel sah trampfhaft seitwärts, um ihn nicht grüßen zu müssen. Was sollte er antworten, wenn der andere ihn nach seiner jetzigen Kondition befragen würde?

An seinem Bestimmungsort angelangt, mußte er noch warten. Endlich kam Féline. Sie ging ihm schnell entgegen, als er in ihrer Gesichtswerte war. Sie trug einen langen, matschwarzen Seidenmantel, legte ihren Arm unter den seinen, die Muskeln seines Oberarms fühlten das nachgiebige Fleisch des ihren zittern.

„Es ist zu frisch heut' abend, deshalb fühl' ich mich nicht recht behaglich,“ antwortete sie auf seine Fragen, ob sie unwohl sei. Der wahre Grund war ihre große Aufregung, ob Paul, der Gauner aus dem Krupee, ihr nicht gefolgt wäre. Beide führten einen gemeinschaftlichen Haushalt. Sie war heimlich forsgelangen, als er sich einen Augenblick entfernt hatte. Wie leicht konnte er ihre Spur gefunden haben!

Sie war übrigens wirklich Kassiererin im Bon Marché und erst seit etwa einem Monat durch eine Wallung ihres leidenschaftlichen Blutes in das Garn dieses besprechenden, aber ordinären Hochstaplers geraten, der nur von ihrem Gehalt leben wollte. Kein Mensch in ihrem Geschäft ahnte das geringste von diesem Verhältnis, das sie bei seiner Entdeckung über kurz oder lang ihre Stellung kosten mußte. Diese Aussicht hatte ihr jeden Halt geraubt. Da ihr bescheidenes Auskommen für Pauls luxuriöse Lebensführung bei weitem nicht ausreichte, so begann er in den letzten Tagen trotz ihres empörenden Protests sie für seine Bauernjägerereien zu mißbrauchen. Er richtete sie ab, naive Tölpel in das Krupee zu laden, wo er Kümmeblättchen arrangierte.

In der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit ihrer bisherigen ehrlichen Existenz und im dringenden Verlangen nach Geld, viel Geld, hatte sie sich endlich darein ergeben.

Um von der vielbelebten Straße wegzukommen, zog sie ihren Begleiter in das nächste Bouillon. Vorher hatte sie ihm im Halbdunkel der Arkaden des Louvre-Magazins die entliehene Summe in die Hand gedrückt.

Sie machten großes Aufsehen, als sie sich zwischen den nah beieinander stehenden, glänzend gedeckten Tischen des überfüllten Restaurants durchdrängten. Denn zu der echt Pariser Eleganz der Dame bildete der schäbige Anzug ihres Begleiters einen seltsamen Kontrast. Er war nicht gewohnt, in einem so guten Restaurant zu speisen und konnte sich gar nicht darin finden. Sie nahm ihm aber auch diese Mühe vollständig ab, winkte selbst die schwarzgekleidete Bonne heran. Sie bestellte Kapau mit Reis und haute-Sauterne, dazu einen guten Burgunder. Wie köstlich ihm der würzige Wein mundete! Er bestaunte wie ein Traumbild das volle Gesicht seines Gegenübers im fahlen Reflex der jägergrünen Vorhangsalten zu halber Höhe des Fensters. Der dickbäuchige Majolika-Topf mit dem Wäitgewächsen spiegelte sich zehnfach in den wandhohen Glasflächen, die allenthalben glänzten. Aufgehäufte Aufstern auf Silberschalen wurden vorbeigertragen, in Strohförbden lagen schief geneigte Flaschenhälfe. Die Ornament-Girlanden, welche die großen Quaderungen der Decke umrahmten, glänzten fettigknusperig im gedämpften elektrischen Licht, wie die Kräfte der gebagenden Seegungen. So hatte ihm das Essen noch nie geschmeckt! Als sie zum Dessert frische grünschalige Mandeln aßen (im Frühling!), überkam ihn die schreckliche Idee, was das wohl kosten würde. Aber beim Verlassen des Lokals ging sie selbst zur der Durcandame, um zu zahlen, so sehr er auch Einsprache erhob. Auf der Straße ruhte er aber nicht eher, bis sie das Geld zurückgenommen hatte. Er freute sich, daß das Souper verhältnismäßig sehr billig war.

„Es ist zu spät für ein Café-Konzert — ich möchte schlafen —“ sagte sie, indem sie ihn mit einem langen, unbeweglichen Blick umgab.

Und da er nicht gleich auf ihre Andeutung einzugehen wagte, fuhr sie fort:

„Zu mir können wir nicht — meine Hauskute würden mich im Geschäft verfluchen.“

(Nachdruck verboten.)

Aus der populär-wissenschaftlichen Literatur.

Der naive Lorel nahm diese Ausrede für bare Münze. Aber er schämte sich seiner dürftigen Wohnung.

„Es ist bei mir so einfach und eng — ich weiß kaum —“
„Man findet schon Platz — wenn wir nur recht zusammen rücken —“ flüßerte sie, „und Sie sind ja so schlant, brauchen wenig Raum.“

Sie ließ die Augen begehlich an der biegsamen, aber doch kräftigen Gestalt des jungen Mannes auf und nieder gleiten.

Und in der Tat fanden sich beide zurecht in seinem Dachkammerchen. Nur aus den schwereren, düsteren Falten des Seidenmantels, der an dem Nagel der getünchten Wand hing, sprach ein Ausdruck offener Indignation.

„Wir können Feuer machen, ohne aufzustehen; der Kamin ist ja mit der Hand zu erreichen!“ sagte Fégine am anderen Morgen mit dem breiten, glückstrahlenden Lächeln des jungen Weibes, das keinen Wunsch mehr hat, dessen Pulse nach der Hochflut ebbend klopfen.

Das Feuer fladerte. Während er die kleine Blechmaschine für den Kaffee zurüstete, zog sie den rot und gelb gestreiften Unterrock an. Dann begann sie eine Inspektion seiner Liegenschaften.

„Seht diesen Schlaupops! die Photographie seiner Liebsten hat er jedenfalls in die Kommode versteckt — aber — hier! das sind sicher Liebesbriefe!“

Zubelnd zog sie aus einer Pappschachtel einen Haufen gefüllter Kuberts. Aber es waren lauter Männerhandschriften, Briefe von Stellenvermittlern, die dem jungen Manne sein letztes Geld für leere Hoffnungen abgenommen hatten. Auch ein kleines Notizbuch lag dabei, in das er ganz genau bis auf den Sou seine sehr bescheidenen Ausgaben einzutragen pflegte.

„Welch ordentlicher Mensch!“ rief sie erstaunt. („Ein wenig Pedant“ dachte sie.) „Und dabei Spieler?! Wie reimt sich das?“

Er sah bisher wortlos in die zuckende Spiritusflamme — und dann wieder auf das blühende Weib, den Oberkörper im anheimeligen Hemd, dessen Zerfütterung ihm die stürmischen Freuden dieser Liebesnacht zurückrief. Wie ein heifer Nebel aus einer Bodenwanne undampfte ihn die schwüle Atmosphäre ihrer kräftigen Schönheit. Sein Blut trieb so leicht durch die Adern. Ein ihm unbekanntes Wohlgefühl machte ihn überschäumend fröhlich, zuberstlich, bereit, allen Schindereien des Lebens lachend zu trotzen, alle Schätze des Lebens zu ergreifen, um dies herrliche Weib für immer bei sich behalten zu können!

Ihre Frage warf ihn aus seinem Nausch in die trübe Tatsächlichkeit zurück, daß er nicht einmal imstande sei, für sich selbst, viel weniger für Zweie zu sorgen. Er deutete auf seine zerfahrene Hand und warf sich mit einem tiefen Seufzer in einen Fauteuil.

„Das ist gar kein Grund zum Verzweifeln, mein Lieber!“ tröstete sie ihn. „Im Gegenteile, Dir konnte gar nichts Peinlicheres passieren, als dieser Unfall.“

„Wie?“
„Weil Du sonst Dein Lebtag lang fortgebämmert hättest comme une bête. Und ich will, Dir was im Vertrauen sagen: Wer es zu was bringen will heute, der darf seine Hände nicht rühren. Der muß wissen, der andere Leute Hände für sich in Bewegung zu sehen. Das ist das Geheimnis.“

Er schüttelte unwillig den Kopf — horchte aber doch auf ihre Lehren. Sie hatte diese Weltanschauung leicht erwerben können mit ihrem offenen Sinn, wenn sie das Treiben in dem Riesengeschäft beobachtete, dem sie angehörte. Die Kommissis hungerten.

„Aber bekommen müssen wir's, Georg! Ganz gleich wie! Denn wir wollen nicht ewig auf der fünften Etage hocken bleiben. Wir wollen in unserm vierpännigen Kupee zum Bois hinausfahren, hörst Du! Die Leute sollen hinter uns her sich zunicke und sagen: „Das ist die schöne Besitzerin des großen Magazins auf dem Boulevard des Italiens.“ Gelt, ich nenne mich selbst schön, Du? Aber wart' nur, Du kommst auch dran. „Und ihr Mann, der Municipalrat! er hat 500 Angestellte — 100 000 Franz täglichen Umsatz!“

Sie war aufgesprungen unter der Triebkraft ihrer Phantasie. Das feine Hemd ließ die ungeduldige Ballung ihrer prächtigen Brüste deutlich erkennen, zwei pralle Renner, die losstürmen wollen. Sie stand da wie eine Verkörperung des Anspruchs auf Reichtum, auf Geltung, auf Herrschaft, den die bereinte Kraft und Schönheit nach Naturrecht erheben darf. Und auch nach sozialer Logik.

Fégine hat ihren neuen Geliebten, bei ihm wohnen bleiben zu dürfen — sie könne sich nicht von ihm trennen! Sie würde aber heut noch beginnen, eine bessere Wohnung zu suchen — sein Eulenkäfig sei abscheulich! Er willigte ein, berauscht von dem Gedanken an die künftigen Nächte.

„Geld? Ich habe für's erste genug!“ entgegnete sie seinem einzigen Einwurf. „Und inzwischen gewinnen wir auf dem Rennplatz!“

Sie holte von ihrem Zimmer die nötigsten Effekten für die paar Tage bis zum Umzug, nach dessen Bewerkstellung sie ihre Koffer hinübertransportieren würde. Sie brachte das nun fertig durch Konnivenz der mit ihr verbündeten Concierge ihrer bisherigen Wohnung. Diese hielt Paul gegenüber reinen Mund. Auch mußte sie regelmäßig, zu welchem Rennplatz er gefahren sei. Er gab ihr das nämlich an beim Fortgehen, damit sie Leute, die etwa nach ihm fragten, dahin adressiere.

(Fortsetzung folgt.)

Von den vierhundert Vogelarten, die sich in den Grenzen Deutschlands ständig oder zeitweise herumzutummeln pflegen, gibt es auch in der Umgebung von Berlin eine ganz beträchtliche, vom Laien stets unterschätzte Anzahl. Aber es ist noch schwieriger, ihre Bestandskraft zu machen, als die der Schmetterlinge, denn die wenigsten Vögel besitzen die edle Dreistigkeit, die z. B. Spatz und Amsel auszeichnen. A. Voigt hat in einem guten „Extirpationsbuch zum Studium der Vogelstimmen“ schon vor einigen Jahren gezeigt, wie man die Vögel an ihren Stimmen erkennen kann. Um sein Buch mit Nutzen verwenden zu können, muß man ein leidlich gutes musikalisches Gehör haben. Diese Eigenschaft ist aber leider nicht ganz so verbreitet wie die Klaviere. R. Floride hat daher versucht, uns die Vögel mehr an ihren Federn, als an ihren Stimmen kenntlich zu machen, und sein „Taschenbuch zum Vogelbestimmen“ (Frankische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; gebunden 3,80) verdient alles Lob. Er setzt keinerlei Fachausdrücke voraus, läßt selbst das wissenschaftliche System beiseite, um jede „Gelehrsamkeit“ zu vermeiden und zeigt mit Hilfe einer einfachen und klaren Sprache, einer Menge von Abbildungen und einer Reihe von Tabellen, wie man einen Vogel, den man tot oder lebendig vor sich hat, sicher bestimmen kann. Er hilft aber auch, die Tiere in ihrem freien Element je nach den Jahreszeiten zu beobachten und in der freien Natur so gut als möglich auf freundschaftlichen Fuß mit ihnen zu kommen. Nur ein sehr erfahrener Kenner der deutlichen Vogelwelt konnte ein solches Buch schreiben, dessen Preis übrigens mäßig genannt werden muß.

Eine ungleich schwierigere Aufgabe ist die Behandlung jener anderen und grundverschiedenen Segler der Lüfte, der Schmetterlinge. Ihre Zahl ist in Deutschland um das vielfache größer als die der Vögel; von den farbigen Gaultern bis zu den unscheinbaren Motten herab kennt man in Mitteleuropa an 4000 Arten. Es gibt eine Menge Schmetterlingsbücher, und das von Dr. F. Marshall „Unsere Schmetterlinge“ (Hermann Pöhlgers Verlag, Berlin; zwei Bändchen zu je 50 Pf.) ist nur eins in einer langen Reihe. Allein die geschickte Auswahl aus der Masse, die von „wissenschaftlicher“ Trockenheit freie Sprache, die trotz des billigen Preises ziemlich zahlreichen Abbildungen und der billige Preis selbst gestatten sehr wohl die Empfehlung dieser Geste gerade für Schmetterlingsfreunde mit wenig Mitteln.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist mein Büchlein geschrieben, sagt G. Ulmer im Vorwort seines Bändchens über „Unsere Wasserinsekten“ (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig; Preis gebunden 1,80 M.). Das Volk der Wasserläufer, Libellen- und Mückenlarven, der Wassermotten mit ihren wunderlichen Köcherlarven und sonstiger Wasserinsekten unserer Teiche, Bäche und Seen wird hier in recht lebendiger, durch viele Abbildungen unterstützter Weise nach Gestalt und Lebensweise abgehandelt, so daß das Buch für Inhaber von Insekten-Aquarien oder solchen, die es werden wollen, sehr brauchbar ist. Diese Hilfsmittel erobern sich in den Großstädten, die nicht gleich einen Teich vor den Toren haben, immer mehr Boden.

Der Großstadt und seinen noch nicht ganz naturentfremdeten Bewohnern ist auch die „Naturgeschichte für die Großstadt“ von W. Pfalz (Verlag W. G. Teubner, Leipzig; zwei Bände, gebunden je 3 M.) gewidmet. Der Verfasser hebt aus dem zoologischen und botanischen Gebiet einzelne Gebiete heraus, die dem Blumengarten und Gemüsegarten, dem Teich, Aquarium und Terrarium usw. entnommen und dem Großstädter leicht erreichbar sind. Zudem er ihn zuletzt auch in das Palmenhaus der botanischen Gärten führt, kann er ihn hier mit der Lebensgeschichte von Pflanzen bekannt machen, die er sonst kaum aus Abbildungen kennt. Die Grundidee des Buches ist gut; die Verarbeitung im einzelnen noch ungleichartig, denn manchen anschaulich geschriebenen Kapiteln stehen andere mehr skizzenhaft gehaltene gegenüber. In erster Linie dürfte das Buch den Lehrern in den großstädtischen Schulen ein guter Leiter beim naturwissenschaftlichen Unterricht sein.

Mit dem nahenden Herbst und seinen Regenschauern treiben die Pilze aus dem Boden. Die ehbaren unter ihnen haben im Volke viele Freunde, denn wenn es mit dem hohen Nährwert, den man ihnen früher zuschrieb, leider auch nichts ist, so helfen sie doch, dem kargen Speisezettel etwas Abwechslung zu bereiten. Das Büchlein „Unsere Pilze“ von Dr. A. Heilborn (Hermann Pöhlgers Verlag, Berlin; Preis 50 Pf.) ist sehr anerkennenswert, weil es den Stoff in bequämlitem Umfange besser meistert, als so manches weit dickerbüchere Werk, so weit es auf die Unterscheidung der wichtigsten Arten ankommt. Durch die Gegenüberstellung der Beschreibung ähnlicher ehbarer und giftiger Arten wird der Sammler auf die wichtigsten Kennzeichen besonders gut hingewiesen. Der gefährlichste aller Pilze, der dem Champignon ähnliche Knollenblätterchwamm, ist nach einer Photographie wiedergegeben und auch die übrigen Bilder sind gut. Aber dennoch: wer „in die Pilze geht“, um sich Ehbares für seinen Tisch zu holen, sollte sich nie auf irgend ein Buch allein verlassen. Für die erste Zeit muß er unbedingt einen pilzkundigen Begleiter haben.

Das Büchlein von H. Dammr, „Unsere Blumen und Pflanzen im Garten“ (Verlag W. G. Teubner, Leipzig; Preis

geb. 126), ist besonders für Blumenfreudige Gartenbesitzer und Laubenkolonisten geeignet. Es zeigt u. a. auch, wie man ein Becken für Sumpfs- und Wasserpflanzen einrichtet. — Die Lebensgeheimnisse der Pflanze" von Prof. Dr. A. Wagner (Theod. Thomas Verlag, Leipzig, Preis 2 M.) ist eine illustrierte Einführung in die Lebensgesetze der höheren Pflanzen, demnach in das sonst „Pflanzenphysiologie“ genannte Gebiet, das einer guten populären Behandlung nicht leicht zugänglich ist. Das Buch ist sehr lesbar geschrieben. Man muß sich aber damit abfinden, daß der Verfasser bei jeder Gelegenheit das Wunderbare betont, die Unmöglichkeit, allein nach chemischen und physikalischen Prinzipien die Pflanze und ihr Leben „mechanisch“ erklären zu können und ihr überall „Empfindung“ zuzuschreiben. Durch die ständige Betonung des Wunderbaren kommen wir der Lösung der Rätsel sicherlich keinen Schritt näher. Und die Verwendung des Begriffes „Empfindung“ (statt Reizempfindlichkeit und Reaktionsfähigkeit) bei den Pflanzen kann im Leser die Vorstellung erwecken, als solle den Pflanzen bewusste Empfindung zugeschrieben werden, um so mehr, als unbewußte Empfindung ein Nonsens ist. Auch der Schatten eines Beweises fehlt für die Annahme, daß es bei Pflanzen so etwas wie ein Bewußtsein gebe. Es erfordert ein eigenes, zentralisiertes Organ, das Gehirn, wofür es bei den durchaus dezentralisierten Pflanzen durchaus kein Parallelorgan gibt. Daß ein Organismus aber auch ohne Bewußtsein zweckmäßig reagieren kann, zeigt schon der gelöpfte Frosch, der, galvanisch gereizt, sich der Reizung mit den Beinen zu entledigen sucht, ohne Kopf und ohne Bewußtsein.

Die „Volksflora“ von Dr. E. Börner will eine Flora für das deutsche Volk sein (R. Voigtländers Verlag, Leipzig; Preis gebunden 6,80 M.). Sie enthält alle in Deutschland wild und sehr viele angepflanzt und kultiviert vorkommenden Gewächse. Infolgedessen sind die 850 Seiten eng bedruckt und ein Pflanzenname folgt auf den andern. Jedem lateinischen Namen ist aber ein deutscher vorangestellt. Sieht man näher zu, so muß man zugeben, daß das Buch die Bezeichnung „Volksflora“ verdient. Eigentlich versteht man darunter Bücher, die nur eine Auswahl der häufigsten Pflanzen behandeln. Aber warum sollen Pflanzenfreunde, die kein Latein gelernt haben, nicht auch den Wunsch hegen, je die ihnen vorkommende Pflanze bestimmen zu können? Und für diese Botaniker aus dem Volke ist Börners „Volksflora“ allerdings eine erfreuliche Neuheit. Um seinen Zweck zu erreichen, hat Börner nicht nur alle lateinischen Kunstausdrücke weggelassen oder verdeutscht, sondern auch ein eigenes, ganz „unwissenschaftliches“ System geschaffen. Er teilt die Pflanzen zugunsten des nicht akademisch vorgebildeten Botanikers nach ganz leicht unterscheidbaren Merkmalen ein, zum Beispiel in distelartige Pflanzen, Wasserpflanzen, Krautgewächse, Sträucher, Bäume usw. und erhält so Gruppen, die wiederum nach möglichst leicht feststellbaren Merkmalen weiter zerlegt werden, bis schließlich die Art festgelegt wird. Weit über 800 Abbildungen bieten eine gute Ergänzung des Buches, dessen Anschaffung zunächst für die Bibliothek von Arbeiterbildungsvereinen empfohlen werden kann.

Schließlich sei eines Sammelwerkes gedacht. Die Pflanzen a und der Mensch, das eine Reihe von Fachbotanikern (Grandhse Verlagshandlung, Stuttgart; Preis jeder Lieferung, von denen 26 erscheinen sollen, 1 M.) herausgegeben. Was dem Menschen in bezug auf Garten, Obstbau, Feld- und Waldwirtschaft usw. aus dem Pflanzenreich von Wert und Interesse ist, wird hier ausführlich geschildert und illustriert, in jener aus modernen Prachtwerken schon bekannten Art, die unwillkürlich die Abbildungen als die Hauptache und den Text als Beiwerk empfinden lassen. Man darf aber bei diesem Werke außer den zahlreichen Abbildungen auch den Text loben. Er ist so weit die ersten Lieferungen zeigen, nicht bloß wissenschaftlich zuverlässig, sondern auch leicht lesbar. Im ganzen ein Buch für die „gute Stube“, dem man an langen Abenden manches zugleich Unterhaltliche und Belehrende entnehmen kann.

L. L.

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Die Entstehung des Irrlichts. Die ziemlich seltene Erscheinung eines Irrlichts, das in der Regel sich als eine bläuliche Flamme zeigt, die unruhig über den Sumpf, in dem sie entstanden ist, hin und her und auf und ab hüpfet, hat schon seit jeher in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Menschen erregt und zu den merkwürdigsten Deutungen Veranlassung gegeben. Vielfach ist das Irrlicht als eine Erscheinung der Luftpolektrizität aufgefaßt worden; man nahm an, es sei Sumpfgas, obgleich man sich nicht erklären konnte, wie dieses Gas zur Entzündung gelangt war, das außerdem aber auch nicht mit blauer, sondern mit weißer Farbe brennt. Neuerdings hat nun ein belgischer Chemiker umfassende Versuche angestellt, welche über die Natur des Irrlichts Aufschluß bringen. Der Forscher stellte in einem Gartenteich unter Wasser einen Schwefelwasserstoffapparat auf, in den er kleine Stüchchen Phosphorsalzium gebracht hatte. Sobald nun die sich bildenden Gase, Schwefelwasserstoff und Phosphorwasserstoff, durch das Wasser in die Luft traten, entstand über der Oberfläche des Wassers sofort das

Phänomen des Irrlichts, eine bläuliche Flamme, die beim Erlöschen eine kleine Wolke zurückließ, die, wie eine nähere Untersuchung ergab, aus ganz fein verteiltem Schwefel bestand. Der Phosphorwasserstoff entzündet sich in der Luft von selbst, er ist also die eigentliche Ursache des Irrlichtes. Die beiden in Betracht kommenden Gase bilden sich nun bei der Verwesung tierischer Körper, der Phosphorwasserstoff nur aus Organen, die reich an Phosphor sind, wie Gehirn und Rückenmark. Die Gase sammeln sich in den Knochenhöhlen, besonders im Schädel des im Sumpfe untergegangenen Tieres an und können hier lange Zeit eingeschlossen bleiben, bis sie durch immer größer werdenden Druck ihren Behälter sprengen oder durch Verwesung des Tieres von selbst frei werden und an die Oberfläche des Sumpfes aufsteigen, wo sie sich in der Luft sofort von selbst entzünden und nun als Irrlicht oder Irwisch kurze Zeit aufladern und umherhüpfen.

Im Volke ist vielfach der Glaube verbreitet, daß die Irrlichter Geister der im Sumpf verunglückten oder ermordeten Menschen seien, die keine Ruhe finden können; merkwürdigerweise bestärkt nun die Wissenschaft, daß die Irrlichter in der Tat von im Sumpf umgelommenen Menschen herrühren können, wenn auch in ganz anderer Weise, wie es sich der Aberglaube des Volkes zurechtgelegt hat.

Medizinisches.

Das Wesen der Blinddarmentzündung. Wenn unter Laien von Blinddarmentzündung die Rede ist, so wird damit gewöhnlich die Erkrankung des sogenannten Wurmfortsatzes dieses Organs gemeint oder dasselbe, was die Ärzte unter Appendicitis verstehen. Nur die Umständlichkeit dieses Fremdwortes und die Unmöglichkeit es mit einem kurzen deutschen Wort zu überlegen, hat die Einführung dieses schärferen Begriffes in den Sprachgebrauch verhindert. Immerhin ist wegen der leider großen Häufigkeit dieser Krankheit auch der Name Appendicitis heute den meisten gebildeten Leuten geläufig. Tatsächlich aber ist es natürlich ein großer Unterschied, ob jemand, der vielleicht diesen Ausdruck gebraucht, der ganze Blinddarm herausgenommen worden wäre oder eben nur jenes Anhängsel, das nach den bisherigen Forschungen für den Haushalt des menschlichen Körpers durchaus überflüssig, dagegen wegen seiner Anfälligkeit für Entzündungen recht gefährlich ist. Die unzähligen Operationen dieses Körperteils haben die Kenntnis des Leidens und seiner Entstehung im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte sehr gefördert, und schon vor mehreren Jahren konnte Professor Aschoff eine Zusammenfassung aller Erfahrungen herausgeben, die ein ziemlich vollständiges Bild vermittelte. Die akute Erkrankung des Blinddarmanhanges ist wahrscheinlich stets von gleicher Art, und die Unterschiede, die sich dabei wahrnehmen lassen, sind nur solche verschiedenen Fortschritts oder gewisser Komplikationen der Krankheit. Vor allem weiß man jetzt, daß sie niemals als eine allgemeine Entzündung des ganzen Organs einsetzt, sondern stets an festumgrenzten kleinen Herden in den Falten der Schleimhäute, und an diesen Stellen werden auch zunächst ausschließlich Bakterien gefunden. Später greift selbstverständlich der krankhafte Zustand weiter um sich und die akute Entzündung verwandelt sich in eine chronische. Erfolgt ein Durchbruch der Wände des Organs, so kommt es zur Bildung eigentlicher Geschwüre oder, was noch bedenklicher ist, zu einem Angriff auf die Bauchhöhle. Die Schleimhaut kann so vollständig ergriffen werden, daß sie sich löst, und so tritt ein allmählicher Zerfall des Anhangs ein. Dieser ist nur teilweise auf die Giftwirkung der Bakterien zurückzuführen, zum anderen Teil auf die Absperrung der Zufuhr von gesundem Blut und Lymphe. Treten noch käufnisserregende Bakterien hinzu, so geht das Absterben der Gewebe in einen brandigen Zustand über.

Ebenso wichtig wie diese Feststellungen sind die neuen Ergebnisse der Forschungen über die Entstehung der Krankheit. Fremdkörper irgend welcher Art spielen dabei sicher eine sehr wesentliche Rolle. Fürs erste kommen natürlich Hindernisse in der Gestalt sogenannter Fäkalsteine in Betracht, die sich nur sehr selten in einem gesunden Appendix, dagegen stets in einem erkrankten vorfinden. Es ist aber noch die Frage, ob ihre Bildung mehr als der Anlaß denn als eine Folge der Erkrankung zu beurteilen ist. Jedenfalls wirken sie bei den Entwicklung der Krankheit mit, da sie die Anhäufung infizierter Stoffe in dem Organ befördert. Glücklichweise können derartige Erkrankungen, ohne eine Spur zu hinterlassen und ohne einen Eingriff zu erfordern, wieder in Heilung übergehen. Auch eine Heilung mit Vernarbungserscheinungen und geringfügigen Veränderungen des Anhangs, die meist in der Verengerung seines inneren Hohlraums bestehen, sind der Operation vorzuziehen, die heute wohl niemals vorgenommen wird, wenn keine Gefahr besteht, vielmehr eine Heilung auf gewöhnlichem Wege erwartet werden kann. Da der Appendix, wie gesagt, ein für den Körper unwichtiger Bestandteil ist, so kann seine Verunstaltung als gleichgültig betrachtet werden, sofern sie nicht mit einem dauernden Krankheitszustand verbunden ist. Leider aber muß damit gerechnet werden, daß die ursprünglich akute Erkrankung zu einer chronischen wird. Als Ursache der Krankheit ist eine Infektion der Schleimhaut in einer ihrer tiefen Falten innerhalb des Wurmfortsatzes anzusehen.